Zeitschrift: Badener Neujahrsblätter

Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden

Band: 36 (1961)

Artikel: Kulturkritischer Pressespiegel : Erfahrungen und Gedanken eines Kleinstadtjournalisten

Autor: Mächler, Robert

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-322763

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kulturkritischer Pressespiegel

Erfahrungen und Gedanken eines Kleinstadtjournalisten

Anfangs 1941 kehrte ich in die Stadt meiner Jugend zurück. In den vorangegangenen Berner Jahren war ich als Lokalberichterstatter des «Bund» quasi ein Mädchen für alles oder doch für das meiste gewesen. Beim «Badener Tagblatt» durfte ich diese Rolle vorerst weiterspielen, und zwar um so ausgiebiger, als in der damaligen Kriegszeit die Veranstaltungen nicht sehr zahlreich waren, so daß ein einziger Berichterstatter und Kritiker annähernd ausreichte. Mädchen für alles – Kritiker, Richter über alles? Damit sind wir mitten in der Problematik der Kleinstadtpresse. Ein Lokalberichterstatter im Hauptberuf darf in der Regel aus wirtschaftlichen Gründen nicht allzu wählerisch sein, und einer Kleinstadtzeitung ist es nicht möglich, spezialisierte Berichterstatter für sämtliche Sondergebiete anzustellen. Hauptberufliche wären zu kostspielig und unrationell, nebenberufliche sind oft schwer zu finden; den heutigen Gebildeten liegt es nicht besonders, zeitraubende journalistische Steckenpferde zu reiten. Aber ist denn in der Tageszeitung das Wort des kritischen Fachmanns nötig? Soll die Lokalberichterstattung nicht vor allem die kulturellen und sonstigen öffentlichen Bemühungen wohlwollend zur Kenntnis bringen und so dem geistigen Zusammenhang der Gemeinschaft dienen? Soll sie nicht eher Sprachrohr der Volksstimme als kritische Sonde sein? Tatsächlich gibt es viele Veranstaltungen, die vom Berichterstatter keine spezielle Zuständigkeit erfordern: Unterhaltungsabende der Vereine, Jubiläen, Einweihungen und dergleichen. Die Berichte über solche Kundgebungen geselliger Volkskultur mögen sinngerecht mehr Stimmungsbilder als Urteile sein. Macht eine Geschmacksverirrung oder ein krasses Ungenügen den Tadel unumgänglich, so sollte er doch nicht so formuliert werden, daß der Eindruck entsteht, es werde mit Kanonen auf Spatzen geschossen. Treffsicherheit im passenden Ton ist nicht die kleinste Tugend des Journalisten.

*

Auf einer höheren Ebene des kulturellen Lebens genügt die bloße «gewandte Feder» nicht mehr. *Zwei* Aufgaben sind mir mangels hinreichender Zuständigkeit oft schwer auf dem Magen gelegen: Konzertkritik und Berichterstattung über fachliche, insbesondere technische Vorträge. Konzertkritik ist eine

der kniffligsten Obliegenheiten der Tageszeitung. Man kann in guten Treuen der Ansicht sein, das Publikum wolle und brauche nicht so sehr eine fachmännische Analyse als eine stimmungsmäßige Schilderung des erlebten Musikgenusses. Indessen macht es sich doch nicht gut, wenn ein Winterthurer Stadtorchester oder ein Vegh-Quartett lediglich mit ein paar freundlichen Phrasen bedacht werden. Das Studium von allerhand einschlägiger Literatur konnte mir die fehlende praktische Befassung mit Musik und Gesang nicht ersetzen. Beim Charakterisieren der Werke, bei der Abwägung von Lob und Tadel der Wiedergabe wurde ich die Unsicherheit nicht los und befleißigte mich daher einer vorsichtigen Zurückhaltung, die unter Brüdern als Objektivität gelten mochte. War diese vielleicht schuld, daß ich nach Abtretung des schwierigen Ressorts gelegentlich von Konzertveranstaltern ein Bedauern hierüber vernehmen durfte, ja sogar gebeten wurde, bei dem oder jenem Anlaß wieder als «Kritiker» zu walten? Heimweh nach der Musikkritik habe ich bisher nicht verspürt, hat doch meine musikalische Genußfähigkeit durch das intellektuell gespannte Hinhören, zu dem man sich als Berichterstatter zwingen muß, arg gelitten. Am besten fährt eine Kleinstadtzeitung wohl immer noch mit Konzertkritikern aus dem Lehrerstande, die einerseits sprachbegabt und anderseits durch ihre musikalische Seminarbildung für das Amt ausgerüstet sind.

*

Die in der Brown Boveri-Stadt selbstverständlich vorhandenen Vereine der Ingenieure und Techniker haben den Hauptzweck, durch Vortragsabende den beruflichen Horizont der Mitglieder zu erweitern. Wiewohl sich die meisten Referenten bemühen, gemeinverständlich zu sprechen, kann ihnen ein Journalist ohne technische Grundkenntnisse doch nur mit Unterbrüchen des Verstehens folgen. Oft bin ich am Schluß eines solchen Abends klein und häßlich vor dem Referenten gestanden und habe um kurzfristige Überlassung des Manuskriptes gebeten. In leichteren Fällen genügte es, einen sachkundigen Zuhörer um gütige Erläuterungen anzugehen. Die Fertigkeit, das halbwegs Gemeinverständliche zusammenzufassen und in eine noch gemeinverständlichere Zeitungssprache zu übertragen, tröstete mich nie ganz darüber hinweg, daß ich da von Dingen schrieb, die ich, kurz und simpel gesagt, nicht verstand. So war ich froh, als ich auch dieses Gebiet einem Berufenen überlassen konnte. – In Baden und Umgebung hat übrigens die Zahl der Veranstaltungen seit Kriegsende derart zugenommen, daß ein noch so williges Mädchen für alles doch nicht mehr alles bewältigen könnte.

*

Kulturschädigend wirkt es sich aus, daß der Zeitungsschreiber häufig ein Schnellschreiber und ein Nachtarbeiter sein muß. Was die Gemeindeversammlung beschlossen hat, will der Bürger andern Tages schwarz auf weiß haben, auch wenn er selber dabei gewesen ist. Und wenn er sich bis übermorgen gedulden wollte, so will doch das «Badener Tagblatt» nicht um vierundzwanzig Stunden hinter dem «Aargauer Volksblatt» herhinken, und umgekehrt. Bei Gemeindegeschäften und Ähnlichem mag die formal durchgearbeitete Berichterstattung kein dringendes Erfordernis sein. Schädlicher ist die Schnellschreiberei, wo es um den Ausdruck tieferen Fühlens und Wertens geht, etwa im Fall von Nachrufen. Die namhaftesten Persönlichkeiten sind in diesem Punkt am schlechtesten daran, weil ihr Nekrolog nach ungeschriebenem Pressegesetz am wenigsten Aufschub erträgt. Hoffentlich kommen sie alle in den Himmel, wo man wegen einer allzu flink zusammengeschusterten Würdigung des verflossenen Erdenwandels nicht mehr gallig wird. Vollblutjournalisten behaupten freilich, Zeitnot beflügle (galvanisiere?) den Geist. Meinen hiesigen Arbeit- und Auftraggebern stelle ich aber dankbar das Zeugnis aus, daß sie nicht darauf ausgegangen sind, mich zum Blitzreporter zu drillen. Dafür bin ich auch nie der Versuchung erlegen, einen Nekrolog auf Vorrat zu schreiben, obschon dies unter tüchtigeren Kollegen als eine Berufsnotwendigkeit jenseits von Gut und Böse gilt.

*

Dort, wo sich ein Journalist einigermaßen zuständig fühlt, kommt er am ehesten in Gefahr und hat mitunter sogar die Pflicht, sich unbeliebt zu machen. Von den betreffenden Erfahrungen als Theaterkritiker habe ich andeutungsweise in den Neujahrsblättern 1953 gesprochen. Ein besonderes Wort zur bildenden Kunst drängt sich darum auf, weil hier der Avantgardismus viel stärker in Erscheinung tritt und zur Stellungnahme herausfordert als im Musik- und Theaterleben. Wenn ein Kunstkritiker gegen eine moderne Richtung Bedenken hegt, diese aber in seinem Wirkungsbereich Vertreter und Freunde hat, so wird es ihm zur Gewissensfrage, wie deutlich er Vorbehalte oder gar Ablehnung äußern dürfe. Unmittelbarer als dem Musiker und dem Schauspieler, die meistens für feste Gagen arbeiten, kann dem bildenden Künstler eine ungünstige Kritik wirtschaftlich schaden. Unterdrückt man solchen Skrupel als allzu wehleidig, so bleibt doch zu erwägen, ob eine Kleinstadtzeitung überhaupt zum Forum einer grundsätzlichen Kunsterörterung tauge. Nirgends ist ja das Urteil des Publikums unsicherer als in Dingen der modernen Malerei und Bildhauerei, wo man bei jeder Äußerung eines natürlichen Mißfallens fürchten muß, als rückständig belächelt zu werden. Mo-

derne Kunst hat aber so weitläufige geschichtliche, psychologische und weltanschauliche Voraussetzungen, daß es schwierig ist, eine gemeinsame Gesprächsgrundlage zu finden. Der alte Spruch «Über den Geschmack läßt sich nicht streiten» bietet sich allzu oft als der Weisheit letzter Schluß und als resignierter Ausklang eines fruchtlosen Aneinandervorbeiredens an. Um nicht böses Blut zu machen und unnützes Gerede auszulösen, wird der Kritiker jedenfalls, bevor er ein abfälliges Urteil niederschreibt, die möglichen Einwände und die günstigste Selbstdeutung des Künstlers mitbedenken müssen – also einem Kleinstadt-Picasso gegenüber mitbedenken, was jemals zugunsten des Pariser Picasso gesagt worden ist.

*

Baden rühmt sich, seit langem ein Klima der Toleranz zu haben. Indessen wird dieser Ruhm – wie andernorts auch – teilweise damit erkauft, daß man politisch, weltanschaulich und kirchlich weniger miteinander als nebeneinanderher lebt, das heißt dem offenen Gespräch über das geistig Trennende ausweicht oder ihm Schranken setzt. Ist nun ein Zeitungsmann auf solche Tabus nicht ganz eingespielt, benützt er hie und da eine Gelegenheit, um Fragen als Fragen, Gegensätze als Gegensätze bewußt zu machen und vor trügerischem Wunschdenken zu warnen, so ist das Ärgernis unvermeidlich. Ich wage nicht zu beurteilen, ob meine in diesem Sinne kritischen Artikel – etwa zum Evolutionismus, zur Anthroposophie, zur ökumenischen Bewegung und zur Moralischen Aufrüstung – im Ganzen vom Guten oder vom Übel gewesen seien. Von der Möglichkeit, die eigenen Argumente einem Andersgesinnten plausibel oder auch nur vernehmlich zu machen, habe ich bescheiden denken gelernt. Daß ich zu wenig Mühe dafür aufgewendet hätte, muß ich mir nicht vorwerfen. Gewöhnlich verstrickte ich mich anschließend an Pressefehden in langwierige private Briefwechsel. Wenn ich miteinrechne, wieviel Zeit mich diese gekostet haben, so bin ich – trotz eines höchst anständigen Zeilenhonorars für das Gedruckte – als Polemiker auf einen winzigen Stundenlohn gekommen. – Zur Ehre Badens sei noch festgestellt: einen anonymen Schmähbrief habe ich nie erhalten.

*

Es allen recht machen hieße: weder durch freimütige Kritik jemandem Verdruß bereiten noch durch allzu glatte Gefälligkeit langweilen. Eine schwierige und überdies fragwürdige Kunst! Das größere von den zwei Übeln ist wahrscheinlich die Langweiligkeit. Sie hat, neben anlagemäßiger persönlicher Fadheit, Unvermögen zur Kritik oder ängstlicher Scheu vor ihr, auch eine sozusagen raumzeitliche Ursache. Je länger ein Lokalreporter an einem Orte

wirkt, desto schwerer wird es ihm, über diesen oder jenen ortsbekannten Maler, Bildhauer, Musiker, Schauspieler, Sänger oder Redner etwas Neues zu sagen. Man darf daraus weder ihm noch dem, den er zum ixten Mal zu würdigen hat, einen harten Vorwurf machen. Es wäre ja schlimm, wenn die Wandlungsfähigkeit, sei es des Künstlers, sei es des Kritikers, keinen gleichbleibenden Charakter mehr erkennen ließe – mindestens so schlimm wie das Umgekehrte, der gänzlich stereotype Charakter. In der Kleinstadt wird nun allerdings die «ewige Wiederkehr des Gleichen» besonders fühlbar. Je nach individueller Beschaffenheit wird sich ein Lokalreporter früher oder später, nach zwanzig oder nach dreißig Jahren, für «ausgeschrieben» erachten müssen und dann gut tun, an eine regenerierende Veränderung zu denken.

*

Das Wort Zeitung bedeutet im älteren Deutsch Nachricht oder Botschaft. Tatsächlich war und ist die Zeitung vor allem ein Nachrichtenmittel – aber schon als solches auch ein Mittel der Volksbildung und verantwortliche Kulturträgerin. Ein Redaktor leistet schon mit der Auswahl dessen, was er vom täglichen Angebot der Nachrichtenagenturen seiner Leserschaft vermitteln will, und mit der Art der Darbietung – Betitelung, sonstige redaktionelle Zutaten, typographische Gestaltung – gute oder weniger gute Kulturarbeit. Zwar hat er nur eine beschränkte Freiheit des Auswählens, namentlich auf politischem Gebiet, wo der Wichtigkeitsgrad der Ereignisse gewöhnlich vorgegeben ist. Doch vermag er der geistigen Volksgesundheit wenigstens dadurch zu dienen, daß er dies und jenes *nicht* bringt, zum Beispiel Nachrichten unterdrückt, die einem ungesunden Personenkult Nahrung liefern. Nicht zu unterschätzen ist seine Wirkung und Verantwortung als Kommentator und als Vermittler von Kommentaren anderer. Walter Lippmann schreibt natürlich seine Leitartikel nicht eigens für das «Badener Tagblatt». Wenn wir sie daselbst zu lesen bekommen, so verdanken wir es dem umsichtig wählenden Auslandredaktor und dem das Recht des Nachdrucks erwerbenden Verleger, die bekanntlich identisch sind.

*

Als Demokraten können wir vom Bildungszweck der Presse nicht leicht zu hoch und zu weit denken. Die Meinungsgefechte, zu denen sie vor Volksabstimmungen und Gemeindeversammlungen Raum bietet, die Erörterungen außerordentlicher Vorhaben wie Verkehrssanierung und Kantonsschule sind als Geistesübungen im Dienste der Gemeinschaft Kulturwerte. Man geniere sich auch nicht, von einer kulturellen Bedeutung des Sportteils zu sprechen. Schon mancher Matchbericht war besser geschrieben als manche Buchbespre-

chung. Wenn ein grober Fußballer den feinen Tadel eines unbestechlichen Reporters zu fürchten hat, so lernt er mit der Zeit vielleicht kultivierter spielen: Kultur wurzelt im Spieltrieb, und Spiel sollte immer auch ein bißchen Kultur sein! Sogar auf den Inseratenseiten ist in bescheidener Weise Kultur möglich. Anstelle der nichtssagenden Anpreisungen von anno dazumal findet man jetzt häufig ansprechend formulierte und sachlich wesenhafte Geschäftsanzeigen. Allerdings sollte der geistige Aufwand für Reklamezwecke nicht übertrieben werden.

*

Glücksfälle der Kleinstadtpresse und bedeutsame Faktoren des Ortsgeistes sind die Sonderleistungen persönlichen Gepräges. A. F. Billo selig hat einst mit seinen Plaudereien des Quadutters die Badener Gesellschaft erheitert und ein Stücklein Fasnachtszeitung das ganze Jahr hindurch geliefert. Heute genießen wir im «Badener Tagblatt» eine vervielfältigte und verfeinerte Quadutterei: «Das kleine Wochengeflüster», das «Mosaik des Sonntags», Florestans «Streiflichter» und Argovius' «Schüttelbecher», dazu die lokalpatriotischen Versgebilde von E-dt und in der Jahresmitte die Theaterseite von Otto Berger. Dem katholisch-konservativen «Aargauer Volksblatt» war der verstorbene Volkspoet Alfred Bruggmann verbunden, und markante Geistliche verbreiten durch dieses Organ das bewährte lebenskundliche Gedankengut ihrer Kirche. Das Interesse für die Vergangenheit der Stadt und ihrer Umgebung wird in beiden Zeitungen nicht bloß durch feuilletonistische Kompilationen angeregt, sondern, was wirksamer ist, auch durch die Mitteilung neuer Forschungsergebnisse. Einheimische Schreibtalente widmen sich jahraus, jahrein der Abfassung von Geburtstagsartikeln und Nachrufen, wodurch sie der zunehmenden Lockerung des Gesellschaftsgefüges einen Halt entgegensetzen, mag auch der Wahrheitseiferer zu manchem hübsch gedrechselten Panegyrikus ein Fragezeichen setzen. Der Redaktor bewegt sich sogar noch dann auf der Linie einer guten Kulturpolitik, wenn er neben den witzigen Glossenschreibern, den ernsthaften Forschern und den taktvollen Chronisten zuweilen Käuze oder wohlmeinende Schwärmer und Lamentierer zum Wort kommen läßt. Ist es nicht ein Vorrecht der Kleinstadtzeitung, den selten gewordenen Originalen, den ungenormten Geistern, selbst wenn sie eher komisch als ehrwürdig anmuten, ein Tummelplätzlein zu gewähren?

*

Was die Bücherseiten und sonstigen kulturellen Beilagen betrifft, so stehen das «Aargauer Volksblatt» und das «Badener Tagblatt» in einem schönen Wettbewerb miteinander. Beide Zeitungen können und wollen keine maß-

geblichen Instanzen der Literatur- und Kunstbewertung sein. Sie genügen ihrer Aufgabe, indem sie dem bildungsbeflissenen Leser einzelne interessante Erscheinungen, namentlich des zeitgenössischen schweizerischen Geisteslebens und Kunstschaffens, nahe bringen, was vielfach durch Verfasser aus der Region Baden geschieht. Das eigentliche Feuilleton – Kurzgeschichte, Stimmungsbild, Betrachtung und Verwandtes – hat in der Kleinstadtzeitung einen eher karg bemessenen Platz. Der Leser und besonders die Leserin bestehen rechtmäßig auf ihrer ungeschmälerten täglichen Romanportion. Den Hochgebildeten sei empfohlen, den heute nicht mehr seltenen guten, sprachlich einwandfreien und psychologisch reizvollen Kriminalroman nicht zu verachten.

*

«Mit Zeitungen, selbst den wohlmeinendsten, kann und darf ich mich nicht einlassen: – ein Attentat auf das gesamte moderne Preßwesen liegt in dem Bereiche meiner zukünftigen Aufgaben.» Also sprach Zarathustra, vulgo Friedrich Nietzsche, in einem Brief aus dem Jahre 1884 – Nietzsche, der am Ende seiner Schriftstellerlaufbahn begierig nach dem Morgenrot des Ruhmes Ausschau hielt, welchen er doch nur durch den Vermittlerdienst der Presse erlangen konnte. Haben er und andere Sachwalter einer aristokratischen Kultur die Presse oft geschmäht, so haben ihr demokratische Aufklärer ebenso oft geschmeichelt. Wer mit Hegel das Wirkliche und das Vernünftige einander gleichsetzt, mag sie hervorragend vernünftig nennen, denn eine sehr wirksame Wirklichkeit ist ihr nicht abzustreiten. Wer anderseits sieht, wie sie herrschenden Irrlehren und Modeströmungen botmäßig werden kann, möchte sie lieber nicht allzu «wirklich» wissen. Gleichwohl ist es vernünftig und menschlich, miteinander zu reden, voneinander Kenntnis zu nehmen, und das ist ihre Rechtfertigung, jedenfalls in der Demokratie. Im allgemeinen hat ein Volk die Presse, die es verdient; so auch das Volk einer Kleinstadt.

Robert Mächler